



Maria ist dabei

Es war in der Vorbereitungszeit des Miteinander-für-Europa-Kongresses 2007 in Stuttgart. Der evangelische Pfarrer Olaf Digel kündigte unter seinen Kollegen an, dass die Schönstatt-Bewegung sehr involviert sei in den Vorbereitungsprozess und dass er den Bewegungsleiter, Pater Lothar Penners, demnächst in das Konveniat einladen werde. Da meinte ein Kollege von ihm etwas skeptisch: „Schönstatt? Das sind doch die mit Maria!“ – worauf Pfarrer Digel schlagfertig antwortete: „Ich hoffe, dass wir nicht die ohne Maria sind.“ Dieser kleine Wortwechsel bringt uns mitten ins Thema: Welche Rolle spielt Maria im Leben und Wirken Christi? Und welche Rolle spielt Maria für die, die Christus nachfolgen wollen?

Welche Rolle spielt Maria?

Im Johannes-Evangelium erwähnt der Evangelist Maria zweimal: einmal zu Beginn des öffentlichen Auftretens Jesu bei seinem ersten Zeichen, das er wirkt, bei der Hochzeit zu Kana (Joh 2,1), und dann am Ende des irdischen Lebens Jesu unter dem Kreuz, wo Jesus seinen Lieblingsjünger Johannes und Maria aufeinander verweist (Joh 19,26f). Hören wir noch einmal den genauen Wortlaut:

„Am dritten Tag fand in Kana in Galiläa eine Hochzeit statt, und die Mutter Jesu war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit eingeladen.“ (Joh 2,1f)
und: „Bei dem Kreuz Jesu standen seine Mutter und die Schwester seiner Mutter, Maria, die Frau des Klopas, und Maria von Magdala. Als Jesus seine Mutter sah und bei ihr den Jünger, den er liebte, sagte er zu seiner Mutter: Frau, siehe, dein Sohn! Dann sagte er zu dem Jünger: Siehe, deine Mutter! Und von jener Stunde an nahm sie der Jünger zu sich.“ (Joh 19,25ff)

Seit den frühesten uns erhaltenen Auslegungen zum Johannesevangelium war klar, dass es Jesus bei seinem Testament nicht um die wirtschaftliche Altersversorgung für seine Mutter ging, sondern dass diese Worte Jesu gehaltvoller, symbolträchtiger gemeint waren: Wer der Lieblingsjünger Jesu sein will, der nimmt seine Mutter zu sich.

Sehr kompakt hat das auch das Vatikanum II. in der Kirchenkonstitution zusammengefasst. Darin lesen wir:

58. Im öffentlichen Leben Jesu erscheint seine Mutter ausdrücklich am Anfang, da sie bei der Hochzeit zu Kana in Galiläa durch ihr Mitgefühl den Anfang der Zeichen Jesu als des Messias durch ihre Fürbitte veranlaßt hat (vgl. Joh 2,1-11). Im Verlauf seiner Verkündigung nahm sie die Worte auf, in denen der Sohn das die Ansprüche und Bande von Fleisch und Blut übersteigende Reich predigte und die seligpries, die das Wort Gottes hören und bewahren (vgl. Mk 3,35 und Parall.; Lk 11,27-28), wie sie selbst es getreulich tat (vgl. Lk 2,19.51). So ging auch die selige Jungfrau den



Pilgerweg des Glaubens. Ihre Vereinigung mit dem Sohn hielt sie in Treue bis zum Kreuz, wo sie nicht ohne göttliche Absicht stand (vgl. Joh 19,25), heftig mit ihrem Eingeborenen litt und sich mit seinem Opfer in mütterlichem Geist verband, indem sie der Darbringung des Schlachtopfers, das sie geboren hatte, liebevoll zustimmte. Und schließlich wurde sie von Christus Jesus selbst, als er am Kreuz starb, dem Jünger zur Mutter gegeben mit den Worten: Frau, siehe da dein Sohn (vgl. Joh 19,26-27)^[182].

59. Da es aber Gott gefiel, das Sakrament des menschlichen Heils nicht eher feierlich zu verkünden, als bis er den verheißenen Heiligen Geist ausgegossen hatte, sehen wir die Apostel vor dem Pfingsttag "einmütig in Gebet verharren mit den Frauen und Maria, der Mutter Jesu, und seinen Brüdern" (Apg 1,14) und Maria mit ihren Gebeten die Gabe des Geistes erleben, der sie schon bei der Verkündigung überschattet hatte.

Maria gehört zu Jesus

Wenn wir einmal nicht so sehr in die lehramtlichen Äußerungen sondern in das praktische Leben der Gläubigen schauen, dann fällt auf, dass es viele unscheinbare aber auch viele große Marien-Mallfahrtsorte gibt. Menschen sind geheilt worden, Menschen haben ihren Glauben wiedergefunden, Menschen haben sich versöhnt, Menschen fühlten sich getröstet und konnten neu hoffen. All das sind Erfahrungen, die Gläubige in der Begegnung mit Maria gemacht haben.

Auch die künstlerischen Motive mit Maria erfreuen sich weltweiter Beliebtheit über die Jahrhunderte. Mutter mit Kind / Maria begegnet Elisabeth / die Verkündigungsszene / die Krippendarstellungen seit Franziskus von Assisi / Die drei Weisen aus dem Morgenland finden das Kind und seine Mutter / Maria unterm Kreuz / Maria im Abendmahlssaal.

So banal es klingt: Maria gehört einfach zu Jesus dazu.

Und doch tun sich Menschen auch schwer damit. In meiner ersten Kaplansstelle hatte ich viele Gespräche mit einer Frau, die in der evangelischen Kirche aufgewachsen war und im Umfeld der Heirat zum katholischen Glauben konvertierte. Emotional tat sie sich schwer mit der katholischen Marienverehrung. Die Befürchtung, hier werde doch aus einem Menschen eine Göttin gemacht, beschlich sie immer wieder bei bestimmten Liedern und Gebeten. Als sie dann schwanger wurde und ihr erstes Kind zur Welt brachte, da waren auf einmal diese Befürchtungen wie weggeblasen. Sie hatte selber an und in sich erlebt, welche innige Verbindung zwischen ihr und ihrem Kind bestand – schon während der Schwangerschaft und erst recht nach der Geburt. Wer Jesus liebt, der muss auch seine Mutter gern haben.



Eine andere emotionale Barriere erlebe ich in Gesprächen häufig, die als Hintergrundvorstellung von der falschen Annahme ausgeht, Maria sei die Chefsekretärin ihres Sohnes. Bei ihr müsse man sich erst einen Termin holen, damit man vorgelassen wird beim Chef. Diese Vorstellung wird verständlicherweise abgelehnt. Wir dürfen unsere Christusbeziehung in der Unmittelbarkeit pflegen. Wir können direkt zu ihm gehen.

Aber ich finde es problematisch, wenn man Gottunmittelbarkeit und Gottmittelbarkeit gegeneinander ausspielt. Wenn ein Kind Hunger hat, dann betet es nicht, sondern fragt die Mutter oder den Vater: „Schmierst Du mir ein Butterbrot?“ Gott hat uns Menschen nicht geschaffen und uns dann in die reine Zuschauerrolle seiner Schöpfungs- und Geschichtsmacht gedrängt, sondern er hat uns berufen – zwar in Abhängigkeit von ihm – als freie Mitarbeiter Gottes diese Welt mit zu gestalten.

Thomas von Aquin sprach von den freien Zweitursachen, die wir Menschen darstellen, während Gott die Erstursache ist.

Auch dürfte uns zu denken geben, dass Christus sich so sehr mit uns Menschen identifiziert, dass er im Gerichtsgleichnis sagen kann: Was ihr dem Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan. (Mt 25,40) Und Saulus hört vor Damaskus nicht: „Warum verfolgst du meine Jünger?“, sondern „Warum verfolgst du mich?“

Um es einmal populär auszudrücken: Jesus ist nicht eifersüchtig auf Liebe, die Menschen einander schenken. Jede Liebe, die Menschen einander schenken, betrachtet er, als ob sie ihm geschenkt würde. Das gilt nicht nur für Menschen, die zur selben Zeit leben. Das gilt auch für Menschen, die uns schon vorausgegangen sind in die Herrlichkeit Gottes.

Im Himmel gibt es keine Arbeitslosen. Es gehört mit zur Glückseligkeit des Himmels, dass die Heiligen durch ihre Fürbitte das Erlebnis geschenkt bekommen: „Ich kann etwas bewirken!“

Das Zweite Vatikanische Konzil betont auch noch einmal den Unterschied zwischen Fürbitte und Anbetung.

„Vor allem seit der Synode von Ephesus ist die Verehrung des Gottesvolkes gegenüber Maria wunderbar gewachsen in Verehrung und Liebe, in Anrufung und Nachahmung, gemäß ihren eigenen prophetischen Worten: "Selig werden mich preisen alle Geschlechter, da mir Großes getan hat, der da mächtig ist" (Lk 1,48). Dieser Kult, wie er immer in der Kirche bestand, ist zwar durchaus einzigartig, unterscheidet sich aber wesentlich vom Kult der Anbetung, der dem menschgewordenen Wort gleich wie dem Vater und dem Heiligen Geist dargebracht wird, und er fördert diesen gar sehr. Die verschiedenen Formen der Verehrung der Gottesmutter, die die Kirche im Rahmen der gesunden und rechtgläubigen Lehre je nach den Verhältnissen der Zeiten und Orte und je nach Eigenart und Veranlagung der Gläubigen anerkannt hat, bewirken, dass in der Ehrung der Mutter der Sohn, um dessentwillen alles ist (vgl. Kol 1,15-16) und in dem nach dem Wohlgefallen des ewigen Vaters die ganze Fülle wohnt (Kol 1,19), richtig erkannt, geliebt, verherrlicht wird und seine Gebote beobachtet werden.“ⁱ



Maria als Vorbild des Glaubens zu verehren war ja auch für Martin Luther kein Problem, wie man an seinem Magnifikat-Kommentar sehen kann. Aber zu Maria beten – da waren seine Befürchtungen groß, das Gott zu klein würde.

Kommen wir noch einmal zurück zum biblischen Befund.

Für den Evangelisten Johannes rahmt Maria das öffentliche Wirken Jesu ein.

Damit aus den wenigen Stellen des Neuen Testaments, in denen Maria erwähnt wird, aber doch der Mensch Maria in seiner Verbundenheit mit Jesus mehr Konturen gewinnt, dürfen wir – auch wenn wir damit den Boden der Offenbarung verlassen – bei den Dichtern Hilfe suchen. Vielleicht kennen einige von Ihnen, liebe Hörerinnen und liebe Hörer, Eric Emmanuel Schmitt? Bekannt sind seine beiden Erzählungen „Oscar und die Dame in Rosa“ über einen krebskranken Jungen und „Monsieur Ibrahim und die Blumen des Koran“, in der er von dem Jungen Momo erzählt, der in dem Kolonialwarenhändler Ibrahim einen väterlichen Freund findet, der als sein verlässlicher, gütiger Berater und weitsichtiger, bisweilen verschmitzt-schlitzohriger Mentor ihm die seelische Nähe anbietet, die ihm seine Eltern nicht schenken können oder wollen. Eric Emmanuel Schmitt hat sich aber auch an biblischen Stoff herangetraut. Er schreibt in seinem Roman „Das Evangelium nach Pilatus“ folgende Passage, in der Jesus im Ich-Stil des Erzählers auftritt:

„Wenn einer mit mir kommt und nicht Vater und Mutter, Brüder und Schwestern, Frau und Kinder hinter sich lässt, kann er nicht mein Schöner sein“, schloss ich und schlug ihnen die Tür vor der Nase zu. Wutschäumend kehrten meine Brüder um. Meine Mutter dagegen blieb verzweifelt und demütig vor der Tür hocken. Nachts ließ ich sie herein, und wir weinten miteinander.

Seit jener Nacht hat sie mich nicht mehr verlassen. Sie folgte mir in einigem Abstand mit Myriam und Magdala und den anderen Frauen, so verhalten, dass sie allen einschließlich mir zu vergessen erlaubte, dass ich ihr Sohn war. Ab und zu trafen wir uns und tauschten heimlich flüchtige Küsse. Sie wacht über mich nach dem Bruch mit meinen Brüdern, sie hat mich verstanden. Sie hat eingesehen, dass ich die Liebe im allgemeinen über die Liebe im besonderen stelle. Das ist mein größter und schönster Triumph auf dieser Welt: dass ich meine Mutter überzeugen konnte.“⁴¹

Die Weite der Liebe Jesu, die nicht bei den Blutsverwandten eine unsichtbare Grenze zieht, sie ist es, die Schmitt nach einem nur angedeuteten Bekehrungserlebnis in der Wüste an Jesus fasziniert. Bei seinem Versuch, die Menschlichkeit Jesu konsequent darzustellen und psychologisch nachvollziehbar zu beschreiben, wird Schmitt dann doch zum Irrlehrer, weil die Gottheit Jesu zu kurz kommt.

Einen anderen Annäherungsversuch an die innige Verbundenheit zwischen Jesus und seiner Mutter wagt Josef Kentenich. Biographisches, Psychologisches und Theologisches fließen hier ineinander.



Da ist zunächst die Mutter Katharina Kentenich, die ihren Sohn Josef mit achteinhalb Jahren ins Waisenhaus nach Oberhausen geben muss, weil sie als ledige Mutter Geld verdienen muss. Am Tag der Einlieferung geht sie mit ihrem Jungen in die Waisenhauskapelle und übergibt in einem persönlichen Gebet ihr Kind der Gottesmutter mit der innigen Bitte, doch von nun an sich als Mutter ihres kleinen Josef zu zeigen. Der sensible und aufgeweckte Junge hat diese Weihe bewusst mit vollzogen. Später meinte er, diese Weihe sei das Samenkorn der ganzen Schönstatt-Spiritualität gewesen.

In der lang anhaltenden Glaubenskrise während seines Studiums erlebt er am Ende die heilende und befreiende Wirkung der Gottesmutter. Ihrer Fürbitte schreibt er die Lösung seiner seelisch-geistigen Probleme zu. Bei der Frage, wieso Maria eine solche Wirkung entfalten kann, entdeckt er die anthropologische Dimension des Immaculata-Dogmas. Das heißt: Weil Maria der einzige Mensch ohne Erbsünde ist, ist sie auch der ganz heile, der voll beziehungs-fähige Mensch. Die Theologen sprechen vom donum integritatis, das heißt von der Gabe der Integrität, und meinen damit, dass Verstand, Wille und Gemüt bei Maria eine Einheit bildeten. Was in der theologischen Reflexion zu seiner Zeit üblich war, das war die christologische Dimension des Immaculata-Dogmas. So heißt es ja bis heute im Tagesgebet vom 8. Dezember: „Im Hinblick auf den Erlösertod Christi hast du die selige Jungfrau Maria schon im ersten Augenblick ihres Daseins vor jeder Sünde bewahrt, um deinem Sohn eine würdige Wohnung zu bereiten.“

Kentenich beobachtete: Wer sich in die Nähe des vollerlösten Menschen Maria begibt, in ihr Klima, das sie um sich verbreitet, eintaucht, der erlebt Heilung, Befreiung, wachsende Beziehungsfähigkeit und Belastbarkeit. Gerne formuliert er: „Maria ist die Dauergefährtin und Dauergehilfin Christi beim ganzen Erlösungswerk.“ Oder in seinen gläubigen Deutungen geschichtlicher Vorgänge stoßen wir immer wieder auf die Formulierung: „Die marianische Modalität der Heilsgeschichte.“ Wenn wir das Lebenswerk von Pater Kentenich würdigen wollen, dann liegt seine Größe nicht so sehr in der theologischen Reflexion über Maria, sondern viel mehr in der konsequenten praktischen Anwendung der Glaubensaussagen über Maria. Es ist eine marianische Spiritualität und ein marianischer Seelsorgs-Stil entstanden. – Aber auch das ist nichts überraschend Neues in der Kirche.

Wenn wir die ganz handfeste und kindlich-vertrauende Marienliebe eines Don Bosco anschauen, dann hat er ja immer wieder für sein bedrohtes Projekt, eine Heimstatt für Jugendliche zu schaffen, die Hilfe der Gottesmutter erbeten und auch bekommen. Oder schauen wir auf die Mutter Emmanuelle von Kairo, die nach Jahrzehnten unter den Müllmenschen in Kairo dann doch 1993 ins Altersheim ihres Ordens ging, aber dort noch ein reges Briefapostolat und Gebetsapostolat betrieb. Unter anderem erzählte sie:



„Vor einigen Jahren habe ich einen Aidskranken bis zu seinem Tod begleitet. Ich besuchte ihn, telefonierte mit ihm und schrieb ihm. Ich habe diesen Verfall und dieses Leiden ganz nah miterlebt. Der Kampf, den ich jetzt führe, verlangt nicht von mir, dass ich laufe und mich bewege. Im Gegenteil. In der Kapelle, beim Verweilen im tiefen Schweigen, lasse ich die Tragödien der Welt und die Leiden meiner Brieffschreiber in mein Herz und in meine Gedanken eindringen. Ich weiß, mein Gebet wird den verstorbenen Mann nicht zurückbringen. [Es handelte sich um einen drogenabhängigen Sohn, dessen Mutter nach seinem Tod depressiv geworden war.] Ich wende mich oft an die Jungfrau Maria, die nie verzweifelt ist. Mein Gebet wird meiner Brieffschreiberin helfen, durchzuhalten und wieder einen Sinn für ihr Leben zu finden.“ⁱⁱⁱ

Rückblickend auf ihr Leben schreibt Mutter Emmanuelle:

„Für mich ist Gott der Gipfel der Liebes-Hingabe, der entschieden hat, eines Tages einzutreten in unser Abenteuer von Leben und Tod, Freude und Leid, Weite und Tränen, bis zum Ende. Das Böse eingeschlossen, das uns aus der Fassung bringt und das mich mehr als einmal ausrufen lässt: "Aber, Herr, wo bist Du?". Denn es ist eigenartig, für mich ist letztlich das Böse Teil des Lebens. Gott hat den Menschen so sehr geliebt, dass er ihn frei wollte, frei zu lieben oder zu hassen. Kann also der Monsun, der tötet, der Krieg, der mordet, die verhungern Kinder, all das zu einem Guten führen? Ich wage zu sagen: Ja. Christus ist es, der weiterhin gegeißelt und gefoltert wird. Aber Achtung! Er ist am dritten Tag auferstanden. Das letzte Wort hat nicht das Böse, nicht das Massaker. Die Jungfrau Maria wusste es. Sie, die nie gezweifelt hat, hat mich gelehrt, wer der Gott der Liebe ist.

Für mich, Schwester Emmanuelle, gibt es keine Situation auf Erden, so ausweglos sie erscheinen mag, die nur den Tod brächte. Keine einzige Wirklichkeit, die nicht einen Keim von Auferstehung in sich trägt.“^{iv}

Für Mutter Emmanuelle, die erst als 60-Jährige zu den Müllmenschen zog, dort unter ärmlichsten Bedingungen lebte, mit vielen Vorurteilen zu kämpfen hatte, sich oft ohnmächtig erlebte, aber dann doch Beachtliches dort erreicht hatte, ist Maria die Frau, die ihr die Kraft zum Durchhalten, zum Überwinden der zahllosen Schwierigkeiten und Hindernisse gegeben hat.

Manche Formen der Marienverehrung mögen uns heute fremd erscheinen, wie z.B. die Tatsache, dass der bekehrte Ritter Ignatius von Loyola am 25.3.1522 vor einer Gottesmutterstatue im Kloster Montserrat eine ganz Nacht Nachtwache in voller Ritterrüstung hielt und dann sein Schwert der Gottesmutter schenkte. – Aber der Geist, der dahinter steckte, der ist klassisch und immer aktuell. Und Maria hat die Hingabe des Ignatius reich belohnt und der später von ihm gegründeten Gemeinschaft der Jesuiten eine reiche Fruchtbarkeit geschenkt. Aber nicht nur der Jesuiten-Orden blühte und wuchs. Auch die Laiengemeinschaften, die sogenannten



Marianischen Kongregationen, entfalteteten sich dynamisch. 1563 wurde die erste MC in Rom gegründet, 1574 sprang der Funke nach Ingolstadt über.

Hier in München gründeten 1610 sechs Männer die „Marianische Kongregation der Herren und Bürger“. 100 Jahre später konnten die Mitglieder der MC ihre eigene Kirche bauen: den Bürgersaal in der Neuhauser Straße.

Wenn wir in die Biographien von Christen und in die Geschichte religiöser Gemeinschaften schauen, dann stoßen wir auf eine Konstante, die Pius X. einst in die Worte kleidete:

„Marienverehrung schenkt eine vitale Christuserkenntnis.“

Vielleicht können meine Ausführungen den einen oder anderen, der sich noch schwertut mit einer herzlichen Marienliebe, ermuntern, so manche Vorbehalte aus dem Verstand und dem Herzen auszuräumen. Maria bietet jedem ihre mütterliche Liebe an, der ein Lieblingsjünger Jesu werden will.

P. Elmar Busse

- i Vat II, Lumen gentium, Art. 66.
- ii Eric Emmanuel Schmitt, Das Evangelium nach Pilatus, Fischer-TB Frankfurt 2014, S.67f.
- iii unveröffentlichtes Manuskript – ins Deutsche übersetzt von Anna Handler.
- iv unveröffentlichtes Manuskript – ins Deutsche übersetzt von Anna Handler.